

Maienzug

Autor(en): **Lauber, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **55 (1981)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Maienzug

Schon früh ist er wach. Es ist nicht die Freude, die ihn geweckt hat. Er liebt ihn nämlich überhaupt nicht, den Maienzug. Er würde lieber zur Schule gehen, wie an einem gewöhnlichen Freitag. In der Schule ist er gut, ausser im Turnen und im Handfertigkeitsunterricht, deshalb. Er ist 15 Jahre alt und besucht eine dritte Klasse der Bezirksschule in Aarau. Er sieht nicht gut aus, wie man sagt. Er kleidet sich auch nicht nach der Mode. Er trägt eine Brille mit dicken Gläsern, ist ein wenig rundlich. «Ein Streber, wie er im Buche steht», sagen seine Mitschüler. Er ist Einzelkind. Sein Vater ist Direktor einer Fabrik, seine Mutter arbeitet, weil es zu Hause langweilig sei, in einer Apotheke. Es gibt in dieser Familie nur noch wenig Privatleben. Deshalb wird das einzige Kind mit Geld abgespiesen. Er ist darob bei den Mitschülern nicht etwa gut angeschrieben, nein, er ist verstossen. Seine Welt besteht aus Sachbüchern aller Art. Deshalb verfügt er über ein breites Allgemeinwissen.

Er steht auf, öffnet die Jalousien, um zu sehen, was für Wetter ist, wie wenn er es nicht schon beim Erwachen bemerkt hätte: ein klarer, blauer Sommermorgen. «Mist!» denkt er sich. Er schlägt die Fensterläden zurück. In der Ferne sieht er auf dem Hochhaus Balänenweg die Schweizer Fahne im leichten Morgenwind wehen. «Wie schön das wäre, wenn die grün-weiße Fahne aufgezogen wäre, dann würden die andern in die Kirche gehen, und ich könnte zu Hause bleiben, weil es in der Kirche für mich sowieso keinen Platz mehr hätte!» sinniert er. «Wie schön das wäre!» Er geht zurück zum Bett, setzt sich darauf und denkt nach, was ihn heute alles erwartet. Er döst noch ein wenig, bis ihn eine sichtlich frohe Mutter aus dem Schlummerschläfchen weckt. «Aufstehen!» ruft sie ins Zimmer und verschwindet gleich wieder, die Kleider hat sie ihm ja schon gestern hingelegt. Er liegt noch eine Weile, steht dann auf, kleidet sich an und begibt sich ins Badezimmer.

Am Morgentisch sitzen ausnahmsweise Vater und Mutter. Er setzt sich zu ihnen und greift lustlos nach einem Brötchen. Er würgt die Bissen hinunter. «Was ist heute mit dir los, ist dir nicht wohl?» fragt die Mutter, und ob er sich nicht auf den Maienzug freue, doppelt der Vater nach. Er murmelt nur etwas Unverständliches. Plötzlich beginnt der Vater, von seiner Maienzugzeit zu erzählen. Aber der Sohn hört nicht zu. Nach dem Frühstück begibt er sich

auf sein Zimmer, um sich bereit zu machen. Viel zu früh verlässt er das Haus, weil er im nahen Wald noch einen Spaziergang machen will. Am liebsten würde er den ganzen Tag im Wald verbringen: spazieren, Pilze suchen, den Vögeln zuhören und nachdenken über Gott und die Welt.

Mit einer absichtlichen Verspätung begibt er sich auf den Weg Richtung Stadt, Richtung Graben, wo sich die Klassen besammeln, um sich für den Umzug zu gruppieren.

Als er dort um 8.30 Uhr eintrifft, ist seine Klasse immer noch dort. «Leider», denkt er sich. Er wäre gleich wieder gegangen, aber sein Klassenlehrer hat ihn schon gesehen. Die Klasse hat sich schon eingeordnet, so wie es der Lehrer gesagt hat, aussen zwei Knaben, innen zwei Mädchen. Den Schluss bilden drei Mädchen und ein Knabe. Weil er derjenige ist, der zuletzt gekommen ist, muss er dieser Knabe sein, er, der die Mädchen nicht leiden kann.

Nun setzt sich auch seine Klasse in Marsch. Er läuft missmutig durch die Strassen und reagiert kaum auf Zurufe aus der Zuschauermenge. Als der Zug im Telliring ankommt, geht er sogleich weg. Er marschiert der Aare entlang bis zum Süffelsteg, durch den Schachen weiter bis zum Bezirksschulhaus. Während er durch den Schachen geht und den Rummelplatz vor sich sieht, denkt er an den Abend und daran, wie er ihn verbringen soll. Er weiss noch nicht einmal, ob er am Fest teilnehmen soll; vielleicht geht er auch früh zu Bett, denn er ist müde.

Auf der obern Schanz sind die Stühle und Bänke für das Festbankett aufgestellt. Daran wird auch er teilnehmen müssen, leider. Vater und Mutter sind eingeladen worden. Er soll auch mitgehen, haben sie gesagt. Er spaziert die Zelglistrasse hinauf zur Echolinde, von wo er das Städtchen Aarau immer so gerne betrachtet. Er setzt sich auf die Bank und geniesst die Aussicht. Zum ersten Male freut er sich heute über etwas. Er bleibt noch ein wenig sitzen. Nach einer Weile geht er in den Wald und schlendert dort über vertraute Wege.

Plötzlich schlägt es von der Stadtkirche zwölf Uhr. Er sollte eigentlich schon lange am Festbankett sein. Er macht sich verärgert auf den Weg, weil er lieber noch im Wald geblieben wäre. Um zehn nach zwölf steht er vor dem Zelglischulhaus. Soll er ans Festbankett gehen, oder soll er zurück in den Wald, dort, wo es so schön ruhig ist und ihn niemand stört? Er begibt sich doch zum Festbankett, es geht nicht anders. Er steigt die Treppen zur obern Schanz hinunter. Um ein Viertel nach zwölf hat er seine Eltern gefunden. Zuerst bemerken sie seine Ankunft nicht einmal, so sind sie ins Gespräch mit einem befreundeten Ehepaar vertieft. Bald aber bemerken sie ihren Sohn, begrüßen ihn und stellen ihm das Ehepaar vor: «Das sind Herr und Frau . . .» Aber ihren Sohn interessiert das nicht im geringsten. Er hat inzwi-

schen die bereits erkaltete Erbsensuppe gelöffelt und wartet jetzt, vor sich hinsinnend, auf die Hauptmahlzeit. Es wird lange nicht serviert. Er langweilt sich sehr. Seine Eltern schwatzen immer noch mit diesem Ehepaar. Endlich, es ist so weit, es wird serviert, das traditionelle Maienzugessen. Er häuft sich den Teller mit Salat und Rippli. Er nimmt keine Wurst. «Macht dick», wie er sagt. Die Sonne brennt herab. Obwohl sie im Schatten sitzen, schwitzt er wie nach einem 1000-Meter-Lauf. Das Hemd und die Krawatte zieht er nicht aus, weil es sich nicht ziemt, so salopp herumzulaufen, sagt er sich. Nachdem er die Portion gegessen hat, verabschiedet er sich von den Eltern. Auf die Frage, warum er schon gehe, gibt er zur Antwort, er müsse um 14 Uhr im Schachen zu den Wettkämpfen antreten, als Ersatzspieler, da müsse er sich «fit» machen. In Wahrheit aber geht er wieder dem Oberholz zu, um dort zu spazieren und die Spiele von heute nachmittag zu vergessen. Er kann sich aber nicht auf etwas Bestimmtes konzentrieren, er muss immer wieder an die Spiele denken, und so beschliesst er, als der Uhrzeiger bereits gegen ein Viertel vor zwei geht, sich nach Hause zu begeben, sich dort umzuziehen und dann mit dem Velo in den Schachen zu fahren. Als er dort eine halbe Stunde später eintrifft, hat seine Klassenmannschaft bereits ein Spiel hinter sich – verloren mit 1:4. Der Captain der Mannschaft tobt. Dieser Zorn ist gespielt, das erkennt er sofort. Der Captain schnauzt ihn an, warum er erst jetzt komme. Er sei noch am Mittagessen auf der Schanz gewesen, und er habe sich wirklich noch umziehen müssen, antwortet er. Damit gibt sich der Captain zufrieden und verschwindet wieder.

Das nächste Spiel steht bevor. Er muss gleich am Anfang spielen, als Verteidiger. «Dort werden die Schlechten eingesetzt», hat der Captain gesagt. Das Spiel beginnt gut. Beim Seitenwechsel nach 10 Minuten liegen sie schon 2:0 in Führung. Er hat in dieser ersten Halbzeit ein paar schöne, gefällige Aktionen gezeigt, einmal hat er sogar den gegnerischen Libero, der alleine auf das Tor zugerannt ist, gestoppt. Nach dem Schlusspfiff steht es 4:2 für seine Mannschaft, das Resultat hätte aber gut 4:3 oder gar 4:4 heissen können, aber es waren eben gerade die schwächeren Spieler, die das verhinderten. Aber niemand dankt ihnen dafür. Alle freuen sich über den Sieg, den auch alle erwartet haben. Alle loben die Arbeit des Captains, der alle vier Tore geschossen hat. Beim nächsten Spiel wird er nicht eingesetzt, jedenfalls ist es nicht vorgesehen. Der andere Ersatzspieler, des Captains bester Freund, hat sich inzwischen bei Limonade und Gebäck bestens vom ersten Spiel erholt und will jetzt eingesetzt werden, was natürlich auch sofort geschieht. In diesem Spiel geht es bedeutend schlechter, beim Seitenwechsel steht seine Mannschaft ein Tor im Hintertreffen. Nun wird er ins Spiel geholt, der andere will nicht mehr spielen. «Er ist müde!» sagt der Captain. «Der fühlt sich nicht müde, der will nur nicht schon wieder bei einer Nieder-

lage dabei sein!» denkt er sich. Nach dem Schlusspfiff steht es 5:4 für seine Mannschaft. Er hat auch in diesem Spiel sein Möglichstes gegeben. Die zwei Punkte aus dem letzten Spiel ermöglichen es der Mannschaft, eine Runde weiter zu kommen. Er aber geht nach Hause. Dort erwarten ihn seine Eltern. Sie wollen mit ihm nach Frick fahren, um sich dort einen Imbiss zu Gemüte zu führen. Er aber will nicht mit, sondern verkriecht sich in sein Zimmer, wo er auf dem Bett liegend, in einem Physikbuch zu lesen versucht, aber bald einschläft.

Als er aufwacht, ist die Sonne schon untergegangen. Auf dem Schreibtisch findet er einen Zettel: «Sind den ganzen Abend auf der Schanz. Gruss Mutter.» Weil das Fenster offengestanden hat, ist es in seinem Zimmer kühl geworden. Deshalb zieht er sich wärmer an. Er geht in die Küche hinunter, isst dort etwas weniges und verlässt gegen sieben Uhr das Haus.

Als er gegen die obere Schanz zugeht, muss er sich entscheiden, wohin er zuerst will. Er hat sich mit niemandem verabredet, muss sich auch niemandem erkennlich zeigen, ist also den ganzen Abend frei. Er entschliesst sich, zuerst einmal die Eltern aufzusuchen und danach in der Stadt ein wenig umherzubummeln. Er muss lange suchen, bis er seine Eltern gefunden hat. Sie geben ihm den obligaten Batzen und er ihnen den Hausschlüssel. Er trinkt schnell ein Mineralwasser, und sie beschliessen, sich hier auf der Schanz um elf Uhr zu treffen. Dann verabschiedet er sich gegen acht von den Eltern.

Er schlendert die Bahnhofstrasse hinunter und verweilt ein bisschen auf dem Bahnhof. Dieser ist fast menschenleer. Ein paar Gesichter, die man immer am Bahnhof trifft, sind auch heute abend nicht wegzudenken. Nach diesem Besuch bummelt er die Bahnhofstrasse hinauf. Es begegnet ihm einer seiner Mitschüler, der heute abend natürlich seine Freundin ausführt. Sie beachten ihn nicht. Beim Café Brändli geht er die Kasinostrasse hinab, danach durch den Kasinopark und weiter zum Schlossplatz. Er scheut sich, auf die Schanz oder den Rummelplatz zu gehen, weil sich dort seine Mitschüler tummeln. Denn er will nicht belächelt werden, weil er den Tag des Jahres alleine verbringt, an dem soviele Freundschaften geschlossen werden. So läuft er mit zügigen Schritten den Schösslirain hinab, überquert die Tellstrasse und setzt sich auf eine Bank am Aareufer. Man hört ab und zu ein Auto vorbeifahren, sonst aber ist nur das Plätschern des Wassers zu hören. Vom Schachen trägt ein leiser Wind den Lärm des Rummelplatzes hierher. Es gefällt ihm an der Aare, auf den Sandbänken oder eben auf einem der vielen Bänklein. Er hat schon viele Abende hier unten verbracht, aber heute abend schätzt er es besonders, von den Mitmenschen alleine gelassen zu werden, weil er sich über diesen Maienzug überhaupt nicht freuen kann. Nachdem er sicher eine Stunde auf dieser Bank gesessen und vor sich hinsinniert hat, geht er weiter. Er spaziert aareaufwärts und geht beim Pontonier-

klubhäuschen dem Rummelplatz zu. Dort herrscht Maienzugsatmosphäre. Mittlerweile ist es zehn geworden. Der Hunger macht sich bemerkbar, wenn er so auf dem Gelände herumschlendert. Deshalb kauft er sich an der ersten Bude eine Glace. Schon trifft er die ersten Mitschüler. Er kauft sich einen Coupon für den Autoscooter. Doch das gefällt ihm gar nicht: zwei sehr Primitive aus seiner Klasse haben es auf ihn abgesehen. Sie versuchen bei jeder sich bietenden Gelegenheit, ihn frontal zu treffen oder wenigstens gut zu touchieren. So ist er froh, als die Sirene ertönt und er von dieser «Qual» erlöst wird. Er schlendert noch ein bisschen durch die Budenstadt, damit er wenigstens einmal hier gewesen ist. Dann verlässt er den Rummelplatz und spaziert den Kernrain hinauf. Oben sitzen zwei Mädchen aus seiner Klasse auf der Mauer. Beide stürzen auf ihn zu: sie wollen mit ihm tanzen! Er versucht mit allen Mitteln, sie davon zu überzeugen, dass er nicht tanzen könne. Aber es nützt alles nichts, so geht er halt mit diesen Scheusalen, wie er sie insgeheim nennt, auf die Tanzbühne. Von der Strasse her sehen viele Leute den Tanzenden belanglos zu. Das stört ihn. Deshalb wünscht er, dass sie sich nach hinten begeben. Doch auch da wird es nicht besser. Die Band beginnt eben, ein Stück zu spielen, und so muss er jetzt tanzen und kann es nicht noch weiter aufschieben. Als er etwa eine Minute überstanden hat, fragt er sich, ob das «Gequietsche» noch nicht bald fertig sei. Doch da hat er sich schwer getäuscht: denn nach dem ersten Tanz will ihn auch noch das zweite Mädchen, wie es scheint, auf die Palmen bringen. Doch bei der hat er mehr Glück: nach zwei Minuten ist er erlöst. Er verabschiedet sich mehr oder weniger höflich von den Mädchen. Darauf steigt er die Treppe hoch zur Schönenwerderstrasse, überquert diese und setzt sich auf ein Mäuerchen und wartet, bis es elf Uhr ist. Er betrachtet die Menschenmenge, die vom Schachen heraufkommt. Er kennt viele dieser Leute, aber er wird nicht beachtet, oder wenn, dann wird der Eigenbrötler nur mitleidig belächelt. Er langweilt sich sehr, doch was will er machen? Kollegen hat er keine, und die Mädchen, nein, nur die nicht! So sitzt er auf diesem Mäuerchen und wartet, bis endlich der Elfuhrschlag ertönt. Er begibt sich zu seinen Eltern, die immer noch mit einer Clique von befreundeten Ehepaaren zusammensitzen und diskutieren. Er grüsst alle freundlich und kämpft sich zwischen den Bänken zu seinen Eltern durch. Er setzt sich, und sie beraten, was weiter geschehen soll. Die Eltern möchten eigentlich noch nicht nach Hause, der Sohn wäre darob aber nicht unglücklich. Die Eltern bieten ihm an, alleine nach Hause zu gehen. Das aber will er auch nicht, so bleibt er halt auch auf der Schanz. Er trinkt fürs erste etwas, und darauf holt er sich ein Spiesschen. Er verzehrt es mit Genuss. Dazu trinkt er zwei Mineralwasser. Das vermag ihn nicht zu sättigen. Er holt sich noch eine Bratwurst, die er ebenfalls, ohne mit den Augen zu zwinkern, verschlingt. Er ist so richtig in seinem Element.

«Nun, das reicht!» bemerkt er. Er wolle einen kleinen Verdauungsspaziergang machen, sagt er. Er schlendert die Schanzmättelstrasse hinauf und dann über den Schulhof «Süd» des Bezirksschulhauses. Er beginnt, dieses «by night» zu betrachten. Er kennt sie alle, diese Umrisse, er könnte genau sagen, in welchem Zimmer welcher Lehrer unterrichtet. Er setzt sich auf den Boden, wie es heute «in» ist, aber er friert bald. Er möchte sich am liebsten hinlegen und schlafen. Aber er steht wieder auf und schlendert zu den Veloständern. Leer – nein, dort hat es ein Fahrrad! Er besteigt es und dreht ein paar Runden zwischen den leeren Ständern. Weil ein schwacher, aber doch kühler Wind weht, wird er wieder ein bisschen geweckt. Doch er gibt das Velofahren bald auf, denn es friert ihn auch dabei. So stellt er das Fahrrad wieder in den Ständer und begibt sich zur Schanz zurück.

Er bleibt bei der Tanzkapelle stehen. Er sieht viele Mitschüler mit ihren Freundinnen engumschlungen tanzen, obwohl es schon nach elf ist. Plötzlich taucht ein älterer Lehrer auf. Sofort sieht man keine Schüler mehr. Sie haben sich irgendwohin verdrückt, damit sie nicht gesehen werden können, er aber hat das nicht nötig. Der Lehrer sieht sich ein wenig um. Dann erblickt er ihn. Er geht raschen Schrittes auf ihn zu. «Es ist elf Uhr gewesen, du solltest nach Hause gehen oder wenigstens zu deinen Eltern!» sagt er in gestrengem Ton. «Ja, wissen Sie», antwortet er, «meine Eltern sitzen da vorn an einem Tisch, und es ist für mich beileibe kein Vergnügen, bei ihnen zu sitzen und mich zu langweilen, während sie mit andern diskutieren!» Dies hat er mit couragiertem Ton gesagt. So glaubt ihm der Lehrer, verabschiedet sich kurz und geht weiter. Er sitzt noch ein wenig, dann geht auch er weiter. Der Schülertanz auf der untern Schanz ist beendet, da ist alles ruhig. Deshalb geht er die Treppen hinab und setzt sich auf das Mäuerchen, so sieht er das Lichtermeer des Rummelplatzes. Der Lärm steigt vom Schachen herauf. Er denkt daran, wie da unten wieder einmal sinnlos Geld ausgegeben wird. Gleichzeitig muss er aber an die Schaustellerfamilien denken, die ihr tägliches Brot damit verdienen. «Das möchte ich auch nicht, von Ort zu Ort ziehen, fast jeden Tag an einen neuen, nein danke!» überlegt er sich.

Von der Stadtkirche her schlägt es halb ein Uhr. Er beschliesst, zu seinen Eltern zurückzugehen. Als er auf die obere Schanz kommt, stellt er sofort fest: es hat bedeutend weniger Leute als um elf Uhr, Schulkinder kann man kaum noch sehen. So ist er schnell bei den Eltern. Auch sie haben nun vor, nach Hause zu gehen. «Endlich!» Sie verabschieden sich. Auf dem Heimweg schreiten sie nun schnell voran. Es wird nicht viel gesprochen. Als sie auf das Haus zukommen, sprechen sie noch ein wenig über die bevorstehenden Ferien. Es soll nach Griechenland gehen, nach Athen. Sie wollen dort und in den umliegenden Städten und Städtchen klassische Kulturstätten besichtigen. Er freut sich darauf. Zwei Wochen lang reisen, von Ort zu Ort,

wie die Schaustellerfamilien, aber doch nicht ganz gleich.

Er verabschiedet sich im Flur von den Eltern und geht hinauf in sein Zimmer. Dort muss er zuerst aufräumen, weil Turnkleider, Schulsachen und der schöne Anzug wild durcheinander auf dem Boden liegen. Er versorgt alles schön an seinen Platz. Danach macht er sein Bett für die Nacht zurecht, putzt die Zähne und kriecht dann ins Bett. Er denkt noch ein wenig über diesen Tag nach, kommt aber zu keinem erfreulichen Schluss, weil dieser Maienzug für ihn doch nur ein «Muss» und keine Freude ist. Mit diesen trüben Gedanken schläft er ein . . .

Warum ich diese Geschichte geschrieben habe

Mich dünkt, es sollte auch einmal die Seite des Maienzuges, oder allgemeiner, eines Festes gezeigt werden, die berühmte Kehrseite der Medaille. Denn gerade auch solche Feste, Feste im grösseren Rahmen, zum Beispiel in der Schule oder in der Gemeinde, «produzieren» Aussenseiter, davon vernimmt oder bemerkt niemand etwas, ausser die Betroffenen selbst. Die Aussenseiter bleiben ja meistens im Hintergrund oder besuchen gar nicht erst solche Feste, und so kann das Heitere und Schöne, Nette und Gemütliche ganz gut überwiegen. Und am nächsten Tag können wir in der Zeitung dann lesen, was das für ein schönes Fest gewesen sei, nur . . . das Wetter habe nicht recht mitgespielt.

Oder wir können das Problem des Aussenseitertums auch von einer ganz andern Seite anschauen: sind wir nicht alle Aussenseiter, auf irgendeinem Gebiet? Der eine ist homosexuell («Davon redet man nicht!»), die andere raucht nicht («Die ist ja nicht <in!»), ein dritter, ein Jugendlicher, hört vor dem Einschlafen Beethovens Fünfte statt SWF 3, und wieder jemand anders trägt einen schönen, langen, geflochtenen Zopf («Die geht ja nicht einmal mit der Mode!»). Ich weiss, es sind ein wenig gesuchte Beispiele, sie wirken auf eine Art fast kleinkariert, auch sind sie praktisch nur aus einer Altersgruppe, aus der meinen, aber ich frage mich anderseits wieder: «Ist es nicht so?» Doch, es ist einfach so. Der Alltag schreibt diese Beispiele, alle, samt und sonders. Wir finden niemanden, an dem nichts auszusetzen wäre. Was heisst eigentlich «wir»? Eigentlich sollte damit die Mehrheit der Gesellschaft oder einer Gruppe von Leuten gemeint sein, heute aber ist es eine unter vielen Floskeln (man, die vielen Indefinitpronomina, die unpersönlichen Konstruktionen mit dem Passiv usw.), die viel zu gedankenlos gebraucht wird.

Ich möchte noch etwas anfügen: es entsteht im Verlaufe der Geschichte, verständlicherweise, der Eindruck, ich stehe mit dem Maienzug auf Kriegsfuss. Dem ist aber beileibe nicht so. Der Maienzug ist eines der schönsten Feste, die ich kenne, und ich möchte ihn gar nicht missen!



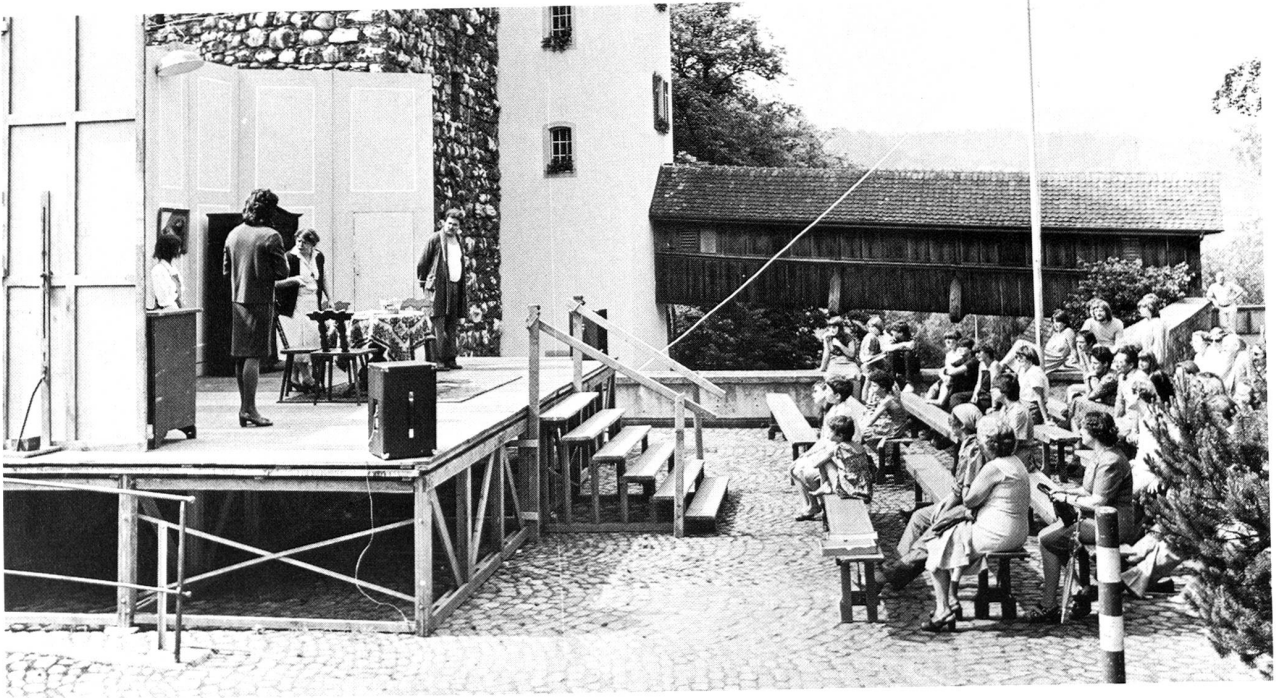
Abgerissen: die alte Fretz-Fabrik im Behmen



Renoviert: das Haus zur Zinne als kirchliches Begegnungszentrum



Im Gespräch: der Aarauer Süffelsteg, wie er sich bis vor kurzem präsentierte.



Vielversprechend: die ersten Aarauer Volkstheatertage



Golden: der Balkon des Unteren Rathauses erhält einen neuen Goldanstrich



Eröffnet: die erste Aarauer Fussgängerzone an der Hinteren Vorstadt und an der Igelweid



In Aarau empfangen:
Bundesrat
Willy Ritschard
(mit Regierungsrat
Arthur Schmid)
am 1. Mai an der
Rathausgasse



Gefällt: eine der grössten und dicksten Tannen im Gönhardwald